

Zur Musealisierung des Chorals

Winfried Nonhoff

Beobachtungen

Seit einigen Jahren erwartet Besucherinnen und Besucher des Bayerischen Nationalmuseums – einer bewundernswerten Heimstätte vor allem von Bildwerken des Mittelalters bis zum Barock und Rokoko in München – einige Male im Jahr eine besondere, bedenkenswerte Veranstaltung. Dem Jahreskreis in etwa folgend, näherhin sich vom sogenannten Kirchenjahr Inspiration abholend, werden Bildwerke kurz kunsthistorisch vorgestellt und dann durch Choralstücke der Gregorianik *live* angesungen, gleichsam aufgeweckt und durch Lauschen einem vertieftem Sehen angenähert.

Der besondere Ort unterstützt in überraschender Kongruenz dieses Vorhaben. Hatte es doch sein Architekt, Gabriel von Seidl, in verblüffender Sinnfälligkeit unternommen, den Museumsstücken einer bestimmten Zeit entsprechende räumliche Nachempfindungen der jeweilig zeitgenössischen Architektur zuzugesellen. Das ist genau da am eindrucklichsten gelungen, wo es um Werke jener Zeiten geht, in denen in unserem Kulturraum Gregorianik als bindende Musikkraft blühte (die Säle zur Romanik und Gotik).

Die Resonanz beim Publikum ist erstaunlich. Mit gewissen Schwankungen je nach Anlässen des Kirchenjahres erfreut sich die Reihe „Choral im Museum“ beständigen Zuspruchs. Ein eher gereifteres Publikum lauscht zu fester Stunde mit großer Aufmerksamkeit und zieht prozessionsartig den Protagonisten durch die sakral aufgeladenen, doch säkularen – was bedeutet das aber schon? – Räume hinterher, um dann da und dort stehend oder sitzend zu verweilen, hinzusehen und – häufig mit geschlossenen Augen in „Andacht“ - zuzuhören.

Diese Darbietungsform des Chorals, ihr Ort und seine interpretatorische Selektion und kunstbezogene Präsentation erstaunen in mehrfacher Hinsicht, worauf zurückzukommen ist. Hier sei nur auf einen, wohl der List des Geistes geschuldeten Sachverhalt hingewiesen. Der dieses Unternehmen ganz wesentlich befeuernde Leiter der die abendliche Stunde gestaltenden Schola ist ein Benediktiner, der über die Jahre seine Kompetenz in Sachen Choral unter Beweis stellt – und das nicht selten mit kräftiger Mahnrede, den Choral vor

modischem Schnickschnack zu schützen. Dieser Liebhaber des Chorals tritt darüber hinaus vehement für die Beheimatung des Chorals in der kirchlichen Liturgie ein. Als seinen entscheidenden Ort hat er erst jüngst den „Altar“ mit fast beschwörenden Worten angegeben: „Die Eucharistie (d.i. übersetzt `Danksagung´) und das Stundengebet sind für den Gregorianischen Choral der Ort, an dem dieses Wirken Gottes gefeiert wird. Dieser Feierort selbst hat ein Zentrum, eine Mitte, den Altar.“ (Vgl. Gregor Baumhof: Gesänge der Hoffnung. Mit dem Gregorianischen Choral den Gaben meditieren, München 2013, S. 14) Zart, doch deutlich weiß dieser Choralist aber dennoch zu notieren: „Seit einiger Zeit finden viele Menschen auch außerhalb kirchlicher Strukturen wieder Geschmack an dieser Musik.“ (a.a.O, S. 6)

Sehen wir also zu! Festzuhalten ist auf Grund dieser Beobachtungen: Der Gregorianische Choral als liturgischer Gesang der Kirche wandert aus, er emigriert ins Museum, sucht sich eigene und neue Darbietungsformen, tritt als Ausstellungsstück neben andere Museumsbestände und lässt sich diese „Präsentation“ gefallen – zum Genuss eines wie auch immer kulturbeflissenen Publikums.

Gedanken

1. Keine Frage, der Gregorianische Choral ist Teil unserer Kultur; er ist Kultur und die ihn (einst?) tragende Liturgie ist ebenso eine Erscheinungsform von Kultur. Nicht von irgendwo und urplötzlich erschienen, sondern langsam sich entwickelnd und immer sich wandelnd. So unterliegt er, der Choral, all jenen Wandlungsprozessen, der auch sonstige kulturelle Erscheinungen ausgesetzt sind: hinsichtlich der Träger, der Ausübenden, der Formen und Inhalte, der Rezipienten. Auch Absterben mag Teil dieses Wandels sein.
2. „Ortswechsel“ geistiger und körperlich regionaler bzw. lokaler Art sind Zeichen von Lebendigkeit und wahrhafter Tradierung. So wie jeder Mensch im Laufe seiner biografischen Entwicklung Standpunkte und –orte ändert oder ändern muss, so migriert Kultur ständig und mit ihr unabänderlich Scheinendes und als solches auch lieb Gewordenes. Und wenn man genau hinsieht, dann war das auch „früher“ so. Eine eigentümliche Festigkeit täuscht uns allerdings ungefähr seit dem 19.

Jahrhundert gerade bezüglich religiöser Phänomene. In unserem Zusammenhang: Es hat doch dramatische Konsequenzen, ob der Choral in hoch entwickelten Großklöstern der karolingischen Zeit sich einnistete oder von professionell geschulten, nun von Notierungen her singenden Kantoren späterer Jahrhunderte oder allmählich auch von sich vertieft mit ihm beschäftigenden „Laien“ interpretiert wird. Ohnedies ist ganz generell die kreative Beraubung des einstig exklusiven Klerikerguts emanzipatorisches Merkmal unserer Tradition, gerade der lebendigen. Nicht falsch dürfte es sein, umstürzend sich anders behauptende Interpretationsgewalt dann und wann auch als Fortschritt im Geist anzusehen.

3. In jüngster Zeit macht Jörg Lauster mit seiner imponierenden „Kulturgeschichte des Christentums“ darauf aufmerksam, dass Transformation von allem Anfang an wesentlich die Verschiedenheit christlicher Lebensdeutung – privat wie institutionell – kennzeichnet. Er weist ihr über die Zeiten die „Verzauberung der Welt“ als Konstante zu. Zu fragen wäre also, wie heute Kultur aus christlichen Motiven heraus Leben verzaubert, wo sie das tut, mit welchen Mitteln und mit welcher Kraft. (Vgl. Jörg Lauster: Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums, München 2015)

4. Im Rahmen solcher großräumigen Transformationen geschehen Unglücke, passiert Schmerzliches, müssen Abschiede vollzogen werden, ohne dass zu diesen Zeiten unbedingt schon bewusst sein muss, welche Überraschungen und Neupositionierungen die Kultur-Geschichte bereit hält. Unübersichtlichkeit und Trauer gehören zusammen und haben ihre Berechtigung. Eine besondere Zuspitzung erfahren solche Geschichts-Emotionen in Bezug auf Religion und ihre Kultur(en). Ein Beispiel: Mag den einen die sogenannte Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis heute als ein herber Verlust von Bindung und Heimatlichkeit erscheinen. So deuten sie andere auch als Rettung von Inhalten und Gestaltungen über den Tag und über müde gewordene institutionelle Träger hinaus. Das oben erwähnte Bayerische Nationalmuseum ist dafür ein sprechendes Beispiel. Große Teile seiner Bestände stammen aus „Raub“, sind säkularisiertes Kirchengut. Doch eigentümlicher Weise, erhalten viele Bildwerke in den spezifischen Räumlichkeiten

des Museums trotz ihrer Vertreibung aus einstiger Heimat, trotz einer gewiss stattgefundenen Ent-Auratisierung also, eine neue Aufladung. Sie sprechen einen durchaus spirituellen Dialekt, sie zeigen verbergend ihr Feuer, vermutlich anders als einst, aber doch. Wenn Gregorianischer Choral sich in diese Zusammenhänge hinein singt, dann kann ihm Ähnliches widerfahren: Ent-Auratisierung fürs erste, aber Re-Auratisierung in Folge. Wie so oft im Leben: Nicht nur jedem Anfang, auch jedem Abschied wohnt ein Zauber inne...

5. Dem schon erwähnten Benediktiner, der sein „Haus“ seit zehn Jahren nun auch außerhalb der alten klösterlichen Heimat aufgerichtet hat, ist die Definition von Tradition als „ein unvergessliches Vergangenes, das nach seiner intelligenten Vergegenwärtigung verlangt“ lieb (vgl. a.a.O., S. 175). Wäre zu prüfen, ob Musealisierung im hier bedachten, sehr spezifischen Sinn diesem Anspruch entspricht.
6. Eine eher abgründig faszinierende Überlegung sei nur angedeutet. Öffentlich wagt man aus Gründen politischer Korrektheit kaum darüber zu sprechen, ob nicht eine süße „Tabor-Versuchung“ (vgl. Mt 17,4) darin besteht, gerade angesichts mancher gesellschaftlicher, politischer und kultureller Wirrnisse den Rückzug ins „Museum“ als eigentliches, verklärtes Leben zu erfahren. Museen dieser Art kennt wohl jeder: Sie setzen nicht unbedingt bestimmte Orte voraus, sie werden errichtet auch aus Gründen innerer Not. Gerade Liebhaber des „Schönen“, in welcher Gestalt auch immer, kreisen um Kreativität früherer Zeiten. „Museum“ als Lebensform mag da als ein verständlicher Entwurf von Existenz all jenen erscheinen, die der bedrängenden Komplexität des Alltags aus Überlebensgründen entfliehen (müssen). Solche Fluchten scheinen zeitweise notwendig. Ob sie Konfrontation mit Realität – was immer sie sei – ersetzen können, sei dahingestellt. Musealisierung der Gregorianik als Flucht? Eine Frage, die über unseren thematischen Rahmen hinausweist. Jedenfalls ein Aspekt, der wiederum eine aufregende Parallelität von Hingabe an Kultur, an das Schöne und auch an die Religion aufscheinen lässt.

Weiterungen

Was Religion sei, beschäftigt die Geister seit je. Gestattet sei, sie hier mit einer *Brille* zu vergleichen. Mit ihr sieht man alles, aber anders, vielleicht genauer, vielleicht abweichender, vielleicht auch getäuschter, vielleicht auch erhellender... Jedenfalls ist dem Religiösen unserer Herkunft so *gesehen* nichts gottlos. Ja, dem Mystiker erscheint alles von Gott umfassen, ihm entborgen und Teil seiner Präsenz. Dem Benediktiner liegt nahe, in allem, aber wirklich in allem – und nicht nur in dem, was im Klostergeviert geschieht – jenen Gott zu loben und zu verherrlichen („...damit Gott in allem verherrlicht werde...“, vgl. Regel des heiligen Benedikt 57,9). Und zwar gestern, wie heute und morgen. Das ist ein unabschließbares, wundersames Abenteuer. Die Brille muss nur aufgesetzt bleiben, geputzt und dann und wann gegen eine bessere, den müder werdenden Augen entsprechende ausgetauscht werden.

In gewisser Weise wird jetzt die allzu faktizistische, historische Frage nach Transformation (wann und wo?), Säkularisierung und auch Musealisierung hinfällig. Geht es doch immer nur um die jeweilig möglichen Verherrlichungen - als Lebensprinzip, als Leben aus Geist und Tradition. Das heißt doch wohl auch, dass jegliche, intelligent vergegenwärtigende Spiritualität offen die angesagten kulturellen Kontexte nicht nur unbewusst, gar schmerzlich genötigt, sondern aktiv, lustvoll neugierig realisiert und prüft, um in ihnen neue Orte, Zeiten und Inszenierungen zu entdecken.

So gesehen, wahrt ein Museum mit Werken jener großen Epochen von der frühen Romanik bis zum Rokoko einen noch eher vertrauten kulturellen Kontext, auch bei entschiedenem Ortswechsel. Die dort präsentierten Werke danken es dem zugewanderten Choral mit neuer Intensität. Sie fangen an zu sprechen und sich zu bewegen. Ob das die Sprache der Vergangenheit ist, ist zu bezweifeln. Zwar lebt der neue Dialekt aus alten Wurzeln. Seine frische Lebendigkeit verdankt sich aber Konfrontationen und Migrationsbewegungen, die sehr heutig und damit tief transformatorisch angelegt sind. Und wer weiß schon, wo Kathedralen aus lebendigen Steinen heute wirklich stehen - und wie sie klingen?

Wäre also im Sinne des weiteren Ausbaus eines Hauses der Gregorianik zu fragen, welche Bausteine, welche Materialien, welche Baugründe und Lagen, welche Architekten und Designer denn noch bereit stehen. Gibt es Choral-Kontexte, die in weit größerer „profaner“ Spannung wahr- und anzunehmen sind? Die gerade deswegen unabsehbare Transformationen und Verherrlichungen ermöglichen?

Nur eine Spur: Die bildende Kunst und die Architektur von der sogenannten klassischen Moderne bis in die Gegenwart hinein bieten in ihrer phantastischen Kraft, neue Welten zu konstruieren, manche Anknüpfungspunkte und –orte für die kühnen Gesangesbauten des Chorals. Hier könnten aus gemeinsamer Lust an der Konstruktion Brücken entworfen werden. Warum nur hat beispielsweise Paul Klee eines seiner Bilder „Choral und Landschaft“ (1921, Zentrum Paul Klee, Bern) genannt?

Immer aber bleibt:

...ut in omnibus deus glorificetur... (Regula S. Benedicti 57,9)

Winfried Nonhoff war viele Jahre Lektor und Leiter des Kösel Verlages und ist seit 2010 freier Berater und Autor.